

# Wenn der Navigator die Orientierung verliert

Autofahren auf dem Rücksitz weißer Geschichte: Peter Carey erzählt in „Das schnellste Rennen ihres Lebens“ zum ersten Mal in seinem Werk vom Völkermord an den Aborigines.

Das Redex Reliability Trial, eine Zuverlässigkeitsprüfung für Tourenwagen quer durch Australien, gehört zu den härtesten Autorennen der Welt: 10 000 Meilen auf staubigen Wüstenpisten zehren an den Kräften von Fahrern und Motoren. Das Team um Titch Bobs, seine energische Frau Irene und ihren Navigator, den belesenen, kartenkundigen Pfarrersohn Willi Bachhuber, meistert die äußeren Hindernisse – Reifenpannen, Feder- und Achsbrüche, mörderische Hitze – mit Bravour. Selbst die riskanten Fahrmanöver, Schimpftiraden und Sprengstoffentente, mit denen Titchs tollkühner Vater seine Rivalen ausbremsen will, werfen das Trio nicht aus der Bahn. Wenn da nur nicht die inneren Spannungen im GM Holden FJ wären. Titch, der großmäulige Autoverkäufer, versteht seine Teilnahme am Redex vor allem als Bewerbung für den vakanten Posten eines Ford-Händlers. Seine couragierte Beifahrerin fährt auch für die Befreiung der Frau aus den Ketten der Männer – und für Willi, den Nachbarn, der so viel freundlicher, anständiger und leiser als ihr Gatte ist. Aber der unfehlbare Kartenleser verliert zunehmend die Orientierung: Der Navigator fährt ein Rennen, dessen Ziel er beim Start noch kennt, eine Zuverlässigkeitsprüfung, die ihn zurück zu seine verschütteten Wurzeln führt. Ungeachtet seines deutschen Namens, seiner blonden Haare und seines Nebenberufs als Dauerkandidat einer Quizshow ist der „Kraut“ nämlich ein Halbblut. Weil er nichts davon wissen wollte, verliebte er seine Frau und ihr auffällig dunkelhäutiges Kind. Wenn er jetzt bei der Rallye in Bars nach seiner „Hundemarke“ gefragt wird, beginnt er zu ahnen, wer seine wahren Brüder und Schwestern sind.



Das erste „Redex Trial“ von 1954 sah Peter Carey mit eigenen Augen; auf diesem Foto sieht man einen Streckenabschnitt bei Goomeri, Queensland.

Foto Lance Bates

Der zweimal mit dem Booker-Preis ausgezeichnete Peter Carey hat sich, etwa in „Illywhacker“ (1985), „Oscar und Lucinda“ (1988) und „Die wahre Geschichte von Ned Kelly und seiner Gang“, immer wieder mit der Geschichte seines Heimatlandes auseinandergesetzt, aber bislang nie explizit mit der Tragödie der Ureinwohner. Seit der „Entdeckung“ durch Captain Cook wurden die Aborigines von den weißen Siedlern gedemütigt, vergewaltigt, ausgebeutet, ihrer Menschenrechte und bis vor wenigen Jahrzehnten noch selbst ihrer Kinder beraubt. Wie mit dieser historischen Schuld umzugehen sei, ist bis heute hoch umstritten. Als Carey 1988 einmal die weißen Australier als „Profiteure eines Genozids“ bezeichnete, erntete er wütende Proteste.

In seinem vierzehnten Roman nun, mit dem Carey nach schwächeren Büchern wie „Die Chemie der Tränen“ und „Amnesia“ über weite Strecken wieder an seine alte Klasse anknüpft, gibt der alte weiße Mann zum ersten Mal das Steuer der Erzählung ab und setzt sich als Landkartenleser auf den Rücksitz der Geschichte: Beraten von Aborigines, Historikern, Ethnologen und Anthropologen, erzählt Carey mit 75 erstmals von der großen Kultur und dem traurigen Schicksal der Aborigines. Bachhuber, geboren aus der Vergewaltigung einer Eingeborenen durch einen Rinderbaron, wird beim Redex unsanft auf eine Route gelotet, die auch an den Killing Fields, Friedhöfen und Höhlenverstecken der Aborigines vorbeiführt. Bisher war Willi immer auf der Flucht; er floh aus seiner

Ehe, aus Bacchus Marsh, aus dem Schuldienst, vor Irenes Liebe und Titchs Eifersucht, letztlich vor sich selbst. Weit draußen im Outback, gestrandet auf der Farm, wo er geboren wurde, beginnt er erstmals so etwas wie Heimat und einen Sinn in seinem Leben zu finden. Der geschasste Lehrer, der ewige Quizzkandidat unterrichtet schwarze Kinder und lernt im Gegenzug von ihnen und weisen Alten wie Doc Battery, dem Autoheiler, was er selbst verloren oder vergessen hat: Die Kunst der Ahnen, die Landkarte der Traumfahre zu lesen und so „das Land zu singen“, ihre Songlines, Mythen und Kosmologien, ihr eigenwilliges Pidgin, in dem die Frau als „er“ figuriert (eine Herausforderung für jeden Übersetzer), nicht zuletzt die Kreativität, mit der sie Geschichten aus der Bibel und Cooks

Logbuch zu Fabeln des Widerstands umdichten.

Carey begegnet Schuld und Scham der Weißen nicht mit kulturanthropologischen Belehrungen oder moralischen Appellen. Er erzählt die Geschichte und die Geschichten der Ureinwohner in einem leichten, fast heiteren Tonfall. Man muss nicht alles glauben, was der schlitzohrige Punkawallah über die Bedeutung eines Autos für aboriginale Magie oder die Arche Noah als Rettungswagen seines Volkes schwadroniert: Der Trickster nutzt nur das schlechte Gewissen der weißen Herren und die Naivität der Ethnologen aus. Aber bei seinem Versuch, den dunklen Tunnel der australischen Geschichte von zwei Seiten aus anzubohren, verfehlt Carey die Mitte. „Das schnellste Rennen ihres Lebens“ (im Original: „A Long Way from Home“) leidet nicht nur unter einem missglückten Titel, sondern auch unter einer gewissen konstruktionsbedingtem Unwucht. Der Roman erzählt zunächst lang und gemütlich-humorvoll breit Vorgeschichte und Verlauf des Redex-Rennens und biegt erst im letzten Drittel mit einer scharfen Kurve zu seinem eigentlichen Thema ab: Die schmerzhaft Einsicht der weißen Herren, „dass unsere Heimat ein fremdes Land ist und wir uns bisher das Recht nicht verdient haben, ihre Sprache zu sprechen“.

Carey wurde 1943 in Bacchus Marsh geboren und sah das Redex Trial 1954 mit eigenen Augen; sein Vater war GM-Vertragshändler, seine Mutter resolut und technisch beschlagen wie Irene, sein Großvater ein tollkühner Pilot wie Dan. Er kennt die Kleinstadtdramen der fünfziger Jahre, den latenten Rassismus im Hinterland, die Bedeutung des Automobils für die Eroberung des leeren australischen Raums und die Emanzipation der Pionierfrauen. Aber trotz aller erzählerischen Leichtigkeit und autobiographischen Wärme bleibt die Autoralye im Busch ein Fremdkörper im Drama der Ureinwohner. Tollkühne Männer und zupackende Frauen in ihren rasenden Kisten, Intrigen, Havarien und Boxenstopps: Das muntere Treiben im Fahrerlager passt zu den Spuren des Völkermords wie Titchs Jaguar XK 120 zu einer holperigen Schlaglochpiste im Outback.

MARTIN HALTER



**Peter Carey:** „Das schnellste Rennen ihres Lebens“. Roman. Aus dem Englischen von Manfred Allié und Gabriele Kempf-Allié. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2019. 464 S., geb., 24,- €.

## Von Gutenbergs Presse zu Fords Fließband?

Kunstgriffe: Martin Puchner fragt nach der Bedeutung der Literatur für die Menschheitsgeschichte und unternimmt dabei abwegige Exkurse

Herrschaft und Literatur pflegen ein dunkles Verhältnis. Dem Auge der Gegenwart erscheint die literarische Kultur meist als ein genuin widerständiges, machtfernes Gefüge, das sich dem despotischen Zugriff widersetzt und zum Refugium der Unterdrückten und Exilierten avanciert. Der Vorstellung von Literatur als einem per se herrschaftskritischen, da ambivalenzbewussten Medium steht freilich der Befund gegenüber, dass Texte religiöse wie politische Macht nicht nur zersetzen, sondern ebensogut auch legitimieren und absichern können. Die formative Kraft von Literatur – die Begründung von Weltbildern, Epochen, Dynastien aus der Schrift – kann kaum überschätzt werden und erstreckt sich von den heiligen Texten der Weltreligionen über Kants Kritiken bis hin zu tatsächlich weltbewegenden Funkenschlägen wie dem „Kommunistischen Manifest“.

Wenn Martin Puchners umfangreiche Studie „Die Macht der Schrift“ sich nun den Wirkungszusammenhängen zuwendet, welche die Kulturtechnik des Schreibens mit der globalen Kategorie der „Menschheitsgeschichte“ verbinden, dann ließe sich ein solches Unternehmen grundsätzlich aus zwei Perspektiven begründen: einer mediengeschichtlichen oder einer ideengeschichtlichen. So könnte man erstens danach fragen, wie die Produktion, Verwertung und Distribution von Schrift zur Stabilität oder Instabilität politischer Herrschaft beitragen, den Grundstein solcher Betrachtungen fände man etwa in Harold Innis' immer noch unerreichter Arbeit zu „Empire and Communications“ von 1950. Man könnte auch über das Beharrungsvermögen der Dichtung sprechen – den abgerissenen, doch singenden Kopf des Orpheus – oder sich um die ökonomische Realität des Schreibmaterials kümmern, wie Lothar Müllers „Weiße Magie“ (2012) das getan hat.

Zweitens evoziert ein Buch, das den Untertitel „Wie Literatur die Geschichte der Menschheit formte“ führt, natürlich auch den Gedanken, dass man es hier mit einer Abhandlung über die großen Texte zu tun hat. Ganz klassisch käme man dann bei einem Kanon an, der völlig unterschiedliche Genres in sich fasst, in dem Homer neben Darwin, die Bibel neben „Don Quijote“ steht. Die Frage hinter einer solchen Tour de Force würde

vermutlich lauten: Wie muss Literatur eigentlich gebaut sein, damit sie Menschheitsgeschichte zu formen, mit ihr zu interagieren vermag? Es wäre nicht verwerflich, Martin Puchners Arbeit zu unterstellen, dass es ihr zentrales Anliegen gewesen sei, die Antwort auf diese Frage zu finden.

Insenziert wird „Die Macht der Schrift“ zunächst als ein weltliterarischer Aufriss. In insgesamt sechzehn Episoden führt Puchner – nach einem kurzen Abstecher an Bord der Apollo 8, wo man die Genesis liest – durch die humanoiden Textgeschichte. Von der Ilias, die Alexander der Große als „Kopfkissenbuch“ mit sich führte, und das erst 1845 bei Mossul geborgene Gilgamesch-Epos über Esra, „Die Geschichte vom Prinzen Genji“ und Sheherazade bis hin zum „Popol Vuh“, zur amerikanischen „Freiheitsklärung“ und zu Derek Walcott: Puchner sucht die großen Episoden, die, jede für sich genommen, schon recht gut erforscht sind.

Die Innovation dieses Buches wäre also weniger in den Einzelbetrachtungen, sondern in der sie umfassenden und verknüpfenden Erzählung zu suchen. Genau hier aber hakt es nun – denn was ist das eigentlich für eine Erzählung, in welcher Einsicht gründet sie?

Aus der Zusammenschau der einzelnen Kapitel erwächst zunächst einmal der Eindruck, dass sich die Geschichte der Literatur (oder: die Literatur der Geschichte) vor allem über Techniken der Sicherung und Verbreitung von Texten entziffern ließe. Extensiv referiert Puchner Fachwissen über das assyrische Keilschriftsystem, die Steinbibliotheken der Kaiserlichen Akademie von Peking, die Entstehung der Kana-Schrift, die Gutenberg'sche Drucktechnik, die Bücher der Maya und Benjamin Franklins Druckerwerkzeug; ergreifend sind die Momente, in denen von Jahrhunderten verschüttetes Schriftgut wie das Diamant-Sutra wieder das Tageslicht erblickt. Bisweilen dringt man hier zu überraschenden Befunden vor, etwa zum Desinteresse der arabischen Welt am Druckverfahren bei gleichzeitiger Adaption der chinesischen Papiertechnik. Zu denken gibt überdies die fundamentale Ambivalenz, die im Zuge der Übersetzung von Technik in Geistesgeschichte immer wieder aufscheint. Als bestes Beispiel mag hierbei

der Gutenberg'sche Druck dienen, der zuerst den Ablasshandel befeuert, um sodann zur mächtigsten Waffe der Reformation zu avancieren. Aber auch eine Figur wie Diego de Landa, der das Wissen um die Mayaschriften einerseits aufspeichert und tradiert und andererseits den größten Bestand an Maya-Texten im Autodafé von 1562 vernichten lässt, mag als

Exempel jener Überblendung von bewahrender und verheerender Kraft dienen, die den Korridor zwischen Literatur und Macht beherrscht.

In diesen mediengeschichtlichen Referaten erscheint Literatur vorrangig in den Parametern von Widerständigkeit und Eroberung, Rückzug und Ausdehnung. „Global“ ist die Schrift, weil sie in

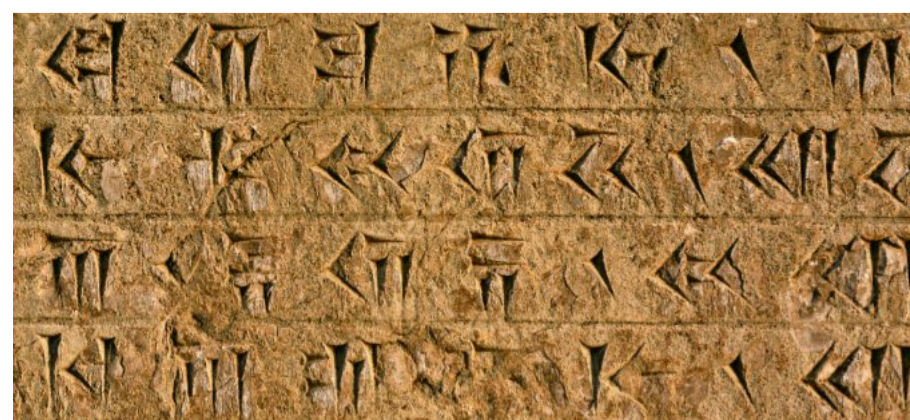
der Welt bestehen und diese zu durchmessen vermag. Das könnte man so hinnehmen, wäre da nicht dieser seltsam hypostasierte Begriff von „Schrift“, den man in dieser dezidierten Ausprägung eigentlich nur von Friedrich Kittler kennt, der ihm freilich eine ganz andere definitonische Schärfe verliehen hat. Diese Trennschärfe fehlt Puchner. An ihre Stelle tritt eine eigentümliche Substantialisierung von Texten (so heißt es etwa, das Diamant-Sutra habe „wie ein sich selbst replizierender Organismus immer weitere Versionen seiner selbst“ reproduziert oder der Maya-Gefangene Jerónimo de Aguilar sei allein durch den Besitz eines Breviers davon abgehalten worden, „sich den einheimischen Sitten zu unterwerfen“).

Im Verlauf der Lektüre erweist es sich immer mehr als Problem, dass die Lücke zwischen dem überladenen Schriftbegriff und der Geschichte stets nur durch Kunstgriffe geschlossen werden kann. Dazu zählt neben der rhetorischen Substantialisierung auch die Spekulation, die etwa bemüht wird, wenn Querverbindungen zwischen der Auflagenstärke des Kommunistischen Manifests an bestimmten Orten und den dort sich häufenden „Anzeichen für eine bevorstehende Revolution“ gezogen werden oder in Gutenbergs Druckwerkstatt „Henry Fords Fließbandproduktion“ vorweggenommen wird. Vor allem aber sind es die jedem Kapitel eingefügten Reiseberichte des Autors, die zweifellos die empirische Spur der Schrift bezeugen sollen, jedoch – das gilt beispielhaft etwa für die Schilderung von Puchners Besuch in Istanbul bei Orhan Pamuk – ein ums andere Mal die Argumentation durch abwegige Privatexkurse und Selbstbespiegelungen zersetzen. Nichts gegen den spielerischen Umgang mit Philologie, aber spätestens bei jenem extensiven „Tagtraum“, den Puchner „Schahrasad eingegeben haben könnte“, ist dann die Grenze des Schicklichen erreicht, und es stellt sich die Frage nach dem Adressatenkreis dieses Buches.

In der Tat: An wen richten sich Aussagen wie „Die Literaturgeschichte ist voll von Geschichtensammlern“? Wer soll dem Befund zustimmen, dass „das Geniale an Don Quijote“ sei, dass dieser als „ein hilfloser Narr“ umherirre, „der stinksauer ist auf die Welt und damit unsere eigene kollektive Erfahrung in einer mechanisierten modernen Kultur widerspiegelt“? Und



Holztafeldruck aus dem 9. Jahrhundert: Das Diamant-Sutra Foto International Dunhuang Project



Keilschrift in einer Wand von Persepolis, um 500 vor Christus

Foto Science Photo

vor allem: Wie kommt man heute noch zum Analogieschluss zwischen Buchdruck und Digitalisierung und fragt, ob „auch unsere Schreibrevolution zu fundamentalistischen Auslegungen heiliger Schriften animieren“ wird?

Am Grunde dieses Buchs liegt dann immer noch jener Begriff, auf dem das Gesamtprojekt aufruhrt und der im letzten Drittel des Werks, das sich unter anderem durch Westafrika, die Karibik und Indien bewegt, immer drängender wird: der Begriff der Weltliteratur. Natürlich hat man es hier mit einem „weltliterarischen“ Projekt zu tun, der Blick auf die Erde aus dem Weltraum, mit dem der Text einsetzt, ist entsprechend programmatisch zu lesen. Gewünscht hätte man sich freilich, dass die Tragfähigkeit des Begriffs allerdings überhaupt erst einmal diskutiert würde, bevor man lesen darf, dass „Goethes Vorstellung von Weltliteratur als einer Ware, die auf der Existenz eines internationalen Literaturmarkts beruht und dank Übersetzern vertrieben werden kann, bis heute ihre Gültigkeit nicht verloren“ habe.

Dass gerade der „internationale Literaturmarkt“ eher auf einer angloamerikanischen Übersetzungshegemonie, das Konzept der „World Literature“ somit auf Voraussetzungen ruht, die die literarische Erfahrung afrikanischer oder asiatischer Welten eher verstellen als zugänglich machen, gehört mittlerweile – frühestens seit den Einlassungen von Gayatri Chakravorty Spivak, allerspätestens seit Emily Apter's „Against World Literature“ von 2014 – zu den Grundeinsichten der Debatte. Man muss die Skepsis an der Funktionalität des Begriffes sicher nicht uneingeschränkt teilen. Sie aber schlichtweg zu übergehen, steht einem Text mit solchem Anspruch nicht gut an. Und so bleibt man am Ende eher ratlos vor einer zwar in Teilen informativen, aber doch stilistisch zerklüfteten und in den entscheidenden Momenten spekulativen Schrift.

PHILIPP THEISOHN



**Martin Puchner:** „Die Macht der Schrift“. Wie Literatur die Geschichte der Menschheit formte.

Blessing Verlag, München 2019. 448 S., geb., 26,- €.